Bremer Missions-Schriften Nr. 9.

Bilder aus dem Alltagsleben der Togoneger.

Von H. Seidel, Berlin.



Arbeiter aus Waya.

Bremen 1903.
Verlag der Norddeutschen Missions-Gesellschaft.

Preis 10 Pf.

Das Monatsblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft,

herausgegeben vom Missions-Inspektor A. W. Schreiber, sei jedem Empfänger dieses Büchleins aufs herzlichste empfohlen. Das reich illustrierte Blatt berichtet von der Arbeit dieser Gesellschaft in Deutsch-Togo-Land an der Sklavenküste in Afrika und bringt außerdem Mitteilungen über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der gesamten evangelischen Mission.

Das Blatt erscheint monatlich einen Bogen stark und wird am besten bei der **Norddeutschen Missions-Gesellschaft, Bremen, Ellhornstraße 26,** bestellt, kann aber auch durch die Post oder den Buchhandel (H. G. Wallmann-Leipzig) bezogen werden. Der jährliche Bezugspreis beträgt bei portofreier Zusendung in Bremen 1 M., in Deutschland und Oesterreich-Ungarn 1.20 M., im Ausland 1.50 M.

Ungekannt ist ungeliebt! Darum sollte keiner, der ein Freund der Norddeutschen Mission ist oder werden will, unter den Lesern des Blattes fehlen! Probeblätter stehen jederzeit portofrei zur Verfügung.

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb!

Was thust du, um deiner Missionspflicht zu genügen? Das ist eine ernste Frage! Wer keinen größeren jährlichen Beitrag geben kann, aber wenigstens etwas mithelfen möchte am großen Werke der Mission, der sei herzlich gebeten, Mitglied unserer Pfennig-Sammlung, der sogenannten

Groten-Kollekte

zu werden. Mitglied ist jeder, der wöchentlich 5 Pf. der Mission schenkt. Sein Beitrag wird vierteljährlich von einem Sammler oder einer Sammlerin abgeholt, welche von dem Missionshaus in Bremen ein Sammelbuch erhält und 12 Geber zu gewinnen sucht. Der Sammler trägt die Gaben in das Buch ein und liefert dieselben an einen Einnehmer oder an die Norddeutsche Missions-Gesellschaft in Bremen ab. Jedes Mitglied der Groten-Kollekte erhält vierteljährlich unentgeltlich das illustrierte **„Quartalblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft."** Willst nicht auch du, lieber Leser, die Kollektenregel Pauli 1. Kor. 16, 2 für die Mission befolgen: „Auf jeglichen ersten Tag der Woche lege bei sich selbst ein jeglicher unter euch und sammle, was ihm gut dünkt?"

Bilder aus dem Alltagsleben der Togoneger.

Von H. Seidel, Berlin.

Den Süden unserer **Togokolonie** bewohnen die durch gemeinsame Sprache und Sitte verbundenen **Evheneger.** Ihre Verbreitungsgrenze wird im Westen durch den Volta, im Osten durch den Mono bezeichnet. Nach Norden hin greifen sie stellenweise bis über die ersten Gebirgszüge fort. Sieht man von mehreren kleinen, inselartig eingesprengten Völkerschaften ab, so bilden die Evheer ein durchweg geschlossenes, einheitliches Volk, das allerdings politisch in zahlreiche Stämme und Stämmchen zersplittert ist und niemals zu einem größeren Staatswesen zusammengefaßt wurde. Mit der Stammesteilung entstand als Folge eine sprachliche Scheidung in mehrere, oft beträchtlich abweichende Mundarten. Diese lassen sich in drei Hauptgruppen ordnen, nämlich in eine westliche, eine mittlere und eine östliche Gruppe, deren jede wieder in zwei oder drei binnenländische Dialekte zerfällt. Unter der östlichen Gruppe ist das in Dahome gesprochene, ziemlich selbständige Fõ zu verstehen. Das eigentliche Evhe oder die Togosprache ist uns seit mehr als einem halben Jahrhundert durch die Sendlinge der Bremer Missionsgesellschaft näher erschlossen worden. Unsere Glaubensboten haben ihren Arbeiten die Mundart von Anglo, die um die Ketalagune geredet wird, sich aber als Schriftsprache sehr wohl für ganz Togo eignet, zu Grunde gelegt und darin bereits eine ansehnliche Literatur geschaffen.

Trotz ihres politischen Tiefstandes haben die Evheer immer ihre Unabhängigkeit zu behaupten gewußt. Weder die kriegerischen Asante, noch die blutdürstigen Herrscher von Dahome vermochten sich im Lande dauernd festzusetzen. An Versuchen dazu hat es nicht gefehlt. Allein sie haben zu keiner Zeit besondere Erfolge gehabt.

Mit den Weißen hielten sich die Evhe meist auf guten Fuß. Dies friedliche Verhältnis dauerte bis zum Jahre 1880 fast ungetrübt fort. Darnach traten indessen, durch

englische und später noch durch französische Intriguen geschürt, gewisse Parteiungen ein, die zur Zeit der **deutschen Flaggenhissung** (1884) beinahe zu Blutvergießen geführt hätten. Allein das feste, zielbewußte Vorgehen unserer Seeoffiziere bei der Erwerbung Togos 1884 und die spätere geschickte Haltung unserer Beamten stellten bald Ordnung und Freundschaft wieder her. Selbst die anfangs widerstrebenden Elemente fügten sich allmählich der neuen Herrschaft, knüpften mit deren Vertretern nähere Beziehungen an und sahen mit Wohlgefallen, wie sich der Handel hob und ihre Einkünfte wuchsen. So ward es den Deutschen leicht, das von Haus aus ruhige, seßhafte und anstellige Evhevolk an Gehorsam und produktive Leistungen zu gewöhnen.

Wer Togo vor 15 bis 20 Jahren besucht hat und es heute wieder sieht, muß daher willig über die auf allen Gebieten erzielten Fortschritte staunen. Letztere zeigen sich nicht zum mindesten auf Seiten der Neger, und wenn hier auch manches nur äußerlich und gedankenlos angenommen ist, so bildet es doch den Grund, worauf mit den Jahren bleibende Früchte erwachsen werden. Schon jetzt begegnet uns ein erfreulicher Wandel im Auftreten wie in der Lebensführung der Schwarzen. Er hüllt sich gern in europäische Kleider; er gestaltet seine Wohnung nach europäischen Vorbildern um. Er schickt seine Kinder zur Schule und pilgert wohl selbst am Sonntag in eine Missionskirche, wo ihm die ewigen Wahrheiten verkündet oder seine Augen über das betrügerische, lichtscheue Treiben der Fetischpriester geöffnet werden. Statt der Kaurimuscheln und der Tauschgüter, womit er sonst seine Einkäufe zahlte, bedient er sich des gemünzten Geldes, das sich bei ungleich höherem Werte bequemer transportieren und schneller in Waren umsetzen läßt. Die Erträge der Felder, das Oel und die Kerne der Palmen finden jeder Zeit günstigen Absatz. Der Weiße leitet sogar mit eigener Hand den farbigen Bruder zur Arbeit an, um dessen Lage zu heben und die Ausfuhr und die Kaufkraft des Landes zu steigern. Europa aber sendet Jahr um Jahr seine Maschinen und Werkzeuge, seine Garne und Stoffe, Luxusartikel, Medikamente, Haus- und Ackergeräte, Nähnadeln, Streichhölzer, Petroleumlampen, Küchengeschirre, Gläser und Flaschen, Parfümerien und Seifen, aber leider auch seinen Branntwein dem Neger zu, der sich überraschend schnell in die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten eines reicheren Daseins hineinlebt und schon jetzt viele Dinge für unentbehrlich hält, die seine Väter nicht einmal dem Namen nach kannten.

Körperlich betrachtet, sind unsere Evhe ein durchweg wohlgebildeter Menschenschlag von kaffeebrauner bis schwarzbrauner Hautfarbe und guter, obschon nicht eben kräftig entwickelter Muskulatur. Die Kopfform neigt dem Langschädel zu; die Nase ist bisweilen gerade, die Ohrmuschel zierlich, das Haar dicht und wollig. Der Bart tritt meist spärlich auf. Das weibliche Geschlecht steht im allgemeinen dem männlichen an Schönheit nach. Die Frauen verblühen sehr bald unter dem Druck der auf ihnen lastenden Arbeiten, wie nicht minder infolge zu frühen Heiratens. Oft ehelichen die Mädchen schon mit 14 und 15 Jahren. In den küstennäheren Gegenden scheint man es jedoch mit der Verheiratung der Töchter nicht so eilig zu haben, da man hier in der Regel bis zum 17. Jahre wartet.

Die Togokolonie ist für afrikanische Verhältnisse ziemlich stark bevölkert. Die Küstenzone wie das Hinterland weisen Bezirke auf, in denen die **Wohnplätze** einander ebenso nahe gerückt sind, wie in den besser besiedelten Strichen Mitteleuropas. Bei der Anlage eines Togodorfes wird nicht nach einem bestimmten Plane verfahren, d. h. so weit es sich zunächst um die Niederlassungen der an den Süden des Landes gebundenen Evheneger handelt. Sie stellen ihre Häuser und Häuschen in unregelmäßigen Zwischenräumen längs der Hauptstraße hin, deren Richtung durch einen benachbarten Wasserlauf, einen Verkehrsweg oder einen schattigen Platz angegeben wird. Wir haben es also bei den Evhe vorwiegend mit sogenannten „Straßendörfern" zu tun, denen sich als besondere Art die „Gruppendörfer" anreihen, die aus drei, vier oder noch mehr Einzeldörfern bestehen, wie Togo an der großen Lagune, Ve in der Nähe von Lome und Ho. Die Lage an einer Verkehrsstraße bietet den Leuten durch Verkauf von Lebensmitteln an Händler und Karawanen mancherlei Vorteile. Gelegentlich hat jedoch die Anordnung der Regierung, welche den Ortschaften die Reinigung und Instandhaltung der Wege befiehlt, diesen und jenen Schwarzen zum Fortziehen bewogen. In einigen Fällen sind sogar die Dörfer selber verlegt worden, nur um jener lästigen Pflicht zu entgehen. Mitunter waren an der Umsiedlung auch die bösen Erfahrungen Schuld, die man mit den Soldaten oder Trägern einer größeren Expedition erlebt hatte. Die Fremden hatten sich Hühner, Schafe, Wasser und sogar Weiber angeeignet und damit Unfrieden und Streit erregt, der nicht immer zum Besten der Einwohner geschlichtet wurde. Um diesen Mißständen zu begegnen, hat die Regierung Unterkunftshäuser erbauen lassen, die der Reisende mit seinen Leuten und Lasten belegen kann, ohne die Dorfinsassen zu stören.

Befestigungen der Ortschaften gegen feindliche Angriffe kennt man weder im Küstengürtel, noch im anstoßenden Binnenlande. Solche Maßnahmen werden erst im Gebirge und auf der inneren Hochfläche allgemein beobachtet. Dagegen hat der Evhe mancherlei Vorkehrungen zum Schutz vor wilden und zahmen Tieren zu treffen. Die Zudringlichkeit der letzteren sucht er durch geflochtene Türen abzuhalten, mit denen er den Eingang zu Haus und Hof versperrt. Gegen die Besuche der Schweine schlägt er tagsüber zwischen den Torpfosten kurze, etwa 30 cm hohe Pfähle ein, die zur Nachtzeit wieder entfernt werden, um den Vorsetzern Platz zu machen. Das Großwild, namentlich die räuberischen Leoparden, sucht man in Gruben zu fangen, die mit Reisig und Blättern verdeckt sind und häufig ein Huhn oder eine Ziege als Lockspeise enthalten. Auch vergiftete Köder werden bisweilen gelegt.

Von der Besprechung der Dorfanlage wenden wir uns jetzt den einzelnen Wohngebäuden zu und verfolgen zunächst die Entstehung eines Evhehauses. Zum Gebälk dienen die schlanken und festen Stämme der Fächerpalme, in der englischen Küstensprache als Agobeams bekannt, die in richtiger Länge zugehauen und am obern Ende mit einem Kerb oder Lager für das Dachgerüst versehen werden. Nachdem die Balken, dem Grundplan des Hauses entsprechend, in die Erde gerammt sind, gibt man durch einfache Querhölzer, die im nötigen Abstande zwischen den Vertikalstangen ihren Platz erhalten, die Tür- und Fensteröffnungen an. Sehr oft läßt man auch die Fensterrahmen ganz weg und schneidet erst später nach dem Bewurf kleinere Luken in die Wand. Das Evhehaus besitzt ursprüglich gar keine Fenster; wo sie vorkommen, und das ist zumeist im Küstengebiete der Fall, sind sie europäischen Vorbildern nachgeahmt, ebenso wie die Läden, deren Annehmlichkeit die wohlhabenden Neger bald eingesehen haben. An die etwa 2 Meter hohen Längswände stoßen unter rechtem Winkel die kürzeren Quer- oder Giebelwände, die sich gegen die Mitte auf 3 und $3^1/_2$ Meter erhöhen. Der Dachfirst besteht wieder aus einem Agobaum — Ago heißt in der Evhesprache die Fächerpalme — oder im Hinterlande aus einer Bambusstange. Ist das Gerippe fertig, dann werden die Seiten mit biegsamen Stäben kreuz und quer durchflochten. Zum Binden dienen zähe, in Wasser erweichte Lianen. Häufig wird die Wand doppelseitig geflochten, so daß dazwischen ein Raum von der Balkenbreite freibleibt. Nun beginnt man mit dem Lehmbewurf. Das Material, die rote Lateriterde, ist fast überall bequem zur Hand. Man vermischt sie mit Wasser

und knetet sie mit den Füßen zu einem gleichmäßigen Brei. Bei diesem Geschäft legen die Männer einander zu zwei und zwei die Hände auf die Schultern und tanzen nach dem Takte eines Liedes oder eines Instrumentes in der klebrigen Masse umher. Ist diese hinlänglich durchgearbeitet, so wird sie in schweren Klumpen auf den Köpfen der Dorfkinder zum Bauplatz befördert. Dort zerteilt man die Stücke nach Bedarf zu faustgroßen Brocken, mit welchen das Gerippe vollkommen dicht ausgefüllt wird. Die Außenflächen der Wände und den gleichfalls durch Lehmaufschüttung hergestellten Fußboden glättet man zuletzt mit einer Holzspachtel. Das schräge Giebeldach erhält außer den auf First und Gebälk ruhenden Sparren ein enges Lattenwerk, das aus den Blattrippen verschiedener Palmarten besteht. Als Deckschicht werden Gras oder Binsen benutzt, die der Neger sorgfältig von Lage zu Lage über einander häuft.

Eine Evhehütte hat je nach ihrem Ausmaß ein oder zwei Zimmer. Wo letzteres der Fall ist, wird der Vorderraum als Tagesaufenthalt, der Hinterraum als Schlafstätte benutzt. Der Vorderraum enthält den Herd, eigentlich nur eine von zwei halbrunden Lehmklötzen umgebene Feuerstelle, die man öfter auch außerhalb des Hauses unter einem kleinen Grasdache zu errichten pflegt. Der Hinterraum wird von dem vorigen entweder durch eine Lehmschwelle oder durch eine Lehmwand getrennt, in der eine ovale Oeffnung zum Ein- und Ausschlüpfen angebracht ist. Als Schlaflager verwendet der Evhe eine dicke Binsen-Matte, die glatt auf den Fußboden gelegt oder über leere Branntwein-Kisten ausgebreitet wird. Nicht selten hat man schon das europäische Bett zum Muster genommen, wenn auch nur in seiner äußeren Form. Als Matratze dient noch immer die Binsen-Matte; doch hat sich daneben in den Küstenplätzen der Strohsack, das Kopfkissen und die wollene Decke eingebürgert und ebenso das Moskitonetz. In hellen Mondnächten, namentlich bei Vollmond, liebt es der Neger, nicht in der Hütte, sondern im Freien zu schlafen. Er spreitet dann seine Matte auf der Erde aus, benutzt den noch aufgerollten Teil als Kopfunterlage und wickelt sich zuletzt vollständig in ein großes Stück Zeug, das ihm die Decke ersetzt. Auf Märschen und Expeditionen müssen die Leute häufig mit dieser Art Nachtquartier vorlieb nehmen. Sie legen sich, durch den langen Weg ermüdet, mitunter schon gegen 5 Uhr dicht neben einander zur Ruhe. Eine Zeitlang wird noch gesungen, erzählt oder laut debattiert, bis einer nach dem andern in Schlaf verfällt.

Als Nachahmung europäischer Muster lassen sich reich gewordene Küstenhändler oder wohlhabende Häuptlinge gern zweistöckige Häuser erbauen. Hierzu bedarf man jedoch einigermaßen geübter Handwerker, namentlich Maurer und Zimmerleute. Diese sind jetzt, seit Regierung und Missionen für zweckentsprechende Unterweisung der Neger sorgen, in ziemlicher Anzahl vorhanden. Früher waren Maurer nur aus den Strandorten in Dahome, Zimmerer und Wäscher nur von der Goldküste gegen schweres Geld zu haben. Heute erhält ein Zimmermann bei dauernder Beschäftigung in den Faktoreien 30 bis 50 *M.* monatlich, ein Küfer, der die Oelfässer zusammenstellt, etwa 30 *M.* Mitunter wird auch nach Akkord, also nach der Menge der aufgesetzten Fässer, bezahlt. Ein Wäscher bekommt für einen Weißen in der Faktorei monatlich 15 *M.*, für jeden weiteren 10 *M.* Außerdem wird die Seife geliefert.

Je mehr im Süden der Kolonie der Einfluß der Mission und des Handels sich geltend macht, desto schneller bürgert sich fast durchweg eine anständige **Kleidung** ein. An der Küste, wo ehedem die anstößigste Nacktheit im Schwange war, gewöhnen sich die Frauen und Mädchen an das Hemd und an das eingeführte Umschlagetuch, die Männer an leichte Hosen und Jacken. Wohlhabendere Personen hüllen sich gern in bunte, gemusterte oder geblümte Woll- und Baumwollgewebe englischer und deutscher Herkunft ein. Selbst Velvet und Seide werden schon verwandt, und das schöne Geschlecht begehrt dazu noch Spitzenwäsche oder solche mit Stickereien. Des Eheherrn wolligen Krauskopf ziert ein Strohkäppchen, lieber noch ein europäischer Filzhut. Daneben machen sich fuchsige Zylinder, abgelegte Tropenhelme, alte Sport- und Militärmützen breit, wie sie eben ihren Besitzern zu Händen kamen. Die Frauen stülpen einen förmlichen Turban aus einfachen blaugestreiften oder feinen buntseidenen Taschentüchern auf, je mehr desto besser, oder sie bedienen sich, namentlich beim Ausstehen auf dem Markte der landesüblichen großen Stroh- und Basthüte. Der Buschbewohner läuft meistens barhäuptig daher, falls er nicht eine der in bedeutender Menge eingeführten bunten Schlaf- oder Zipfelmützen erstanden hat, die ihm zu 25, 50 und 75 Pfennig pro Stück angeboten werden. An der Küste entwickelt sich gerade an den Sonntagen, wenn die christliche Bevölkerung zur Missionskirche wandert, ein lebhaftes und für den Neuling überraschendes Trachtenbild. Aus der Menge fallen ihm sofort die unvermeidlichen schwarzen Gigerl auf, die in feinen Anzügen, mit hohem Stehkragen, weißer Weste und

gelben Schuhen selbstbewußt daherstolzieren. Noch lächerlicher sehen jedoch die kostümierten dunkelhäutigen „Damen“ aus, die sich in ein Korsett gezwängt haben, und deren watschelnder Gang einen höchst komischen Eindruck macht. Die Mission ist eifrig bemüht, solchen Auswüchsen zu steuern.

Fußbekleidung wird von den eingeborenen Küstenleuten im allgemeinen nicht getragen; ausgenommen sind die farbigen Lehrer und die Angestellten in den Faktoreien und Bureaus und — wie bereits erwähnt — die Modenarren. In den Gebirgsdistrikten verlangt schon die Bodenbeschaffenheit, daß man den Fuß durch Sandalen schützt. Zur Regenzeit wählt man statt der Lederscheiben solche von Holz, die etwa zwei Zentimeter Dicke haben. Kunstreichere Fabrikate, z. B. Reitstiefel mit buntem Zierrat an den langen Schäften, sind nur bei den Haußa und den ganz- oder halbmohamedanischen Stämmen des deutschen Sudan zu finden, wo die Pferdezucht möglich ist.

Als begehrteste Schmucksachen gelten dem Evhe noch immer Glasperlen, die er zu Halsketten, Hüftringen, Kniebändern u. s. w. verwendet. In letzter Zeit sind mehrfach Hartgummiperlen als Ersatz für solche aus Palmkernen eingeführt worden; ebenso sucht man durch rote Celluloidperlen die ehemals so geschätzten Korallen zu verdrängen. In begüterten Häusern entdeckt man ab und zu einen echten Korallenschmuck, wie er seiner Zeit von Italienern ins Land gebracht wurde und jetzt als Familienschaustück hoch im Preise steht. Der Wert beläuft sich mitunter auf 100 bis 150 Mark. Sehr verbreitet sind ferner allerlei Ringe für Arm und Finger. Die ersteren werden zum Teil aus Eisen gefertigt und mit Muschel- nnd Perleneinsatz versehen, auch wohl mit deutschen Fünfpfennig- oder englischen Threepencestücken behängt. Sodann giebt es Ringe aus Elfenbein, aus Holz mit Metalleinlagen, ja sogar aus Stein, die alle am Oberarm zu tragen sind. Für die Finger hat man Ringe von Silber und Gold, die die eingeborenen Schmiede häufig in kunstreicher Filigranarbeit aus europäischen Münzen herstellen, und zwar die goldenen aus englischen Sovereigns, Deutschen Zwanzigmarkstücken, die silbernen aus französischen Fünffrankenstücken oder amerikanischen Halb-Dollars. Für die Ohrmuschel scheint ein spezieller Zierrat zu fehlen. Nur ein geringer Teil der weiblichen Bevölkerung durchlocht überhaupt die Ohrlappen. Im Hinterlande steckt man ein Holzpflöckchen oder einen dicken Grashalm in die Oeffnung, an der Küste dagegen allerlei unechte Ohrringe, wie sie in jeder Faktorei um ein Billiges

zu haben sind. Die echten kommen aus Akkra, stehen indes so hoch im Preise, daß ihr Besitz nur auf wenige bevorzugte Personen beschränkt bleibt. Verunstaltungen der Lippen sind nicht üblich, wohl aber der Wangen und der Schläfen, weil man hier die sog. Stammesmarken einzutätowieren pflegt. Aus den mittleren Schneidezähnen der oberen Reihe wird allgemein bei Knaben und Mädchen ein kleines Dreieck ausgefeilt, und zwar nimmt man diese Operation schon an den Kindern im 10. bis 12. Lebensjahre vor. Fragt man nach dem Zweck, so heißt es, daß das Loch zur Reinlichkeit des Mundes diene. Denn das Kauen des zum Säubern der Zähne benutzten Holzes erzeuge einen sehr starken Speichelfluß, den man durch jene Oeffnung schneller entleeren könne.

Werfen wir jetzt einen Blick in die **häuslichen Verhältnisse** der Evhe. Wir beginnen mit der Küche und ihren Gaben, an denen der Neger mit wahrer Inbrunst hängt. Ihm ist der Bauch ein eifrig verehrter Gott, dem er am liebsten ohne Unterlaß dienen möchte. Seine prächtigen Zähne und sein gesunder Magen kommen ihm dabei vorzüglich zu statten. Seine Eßlust ist so groß, daß selbst die Fülle der Tropennatur nicht ausreicht, um mühelos seinen Hunger zu stillen. Er muß daher fleißig den Acker bebauen und im Schweiße seines Angesichts die Früchte ziehen, mit denen er sich und die Seinigen ernährt. Wenn die Familie am Morgen erwacht, eilen Frauen und Mädchen zunächst an den Herd. Zum Feuerentzünden bedienen sie sich schon längst nicht mehr der einheimischen Mittel, sondern benutzen unsere „schwedischen" Streichhölzer und bevorzugen von diesen die „mixed colours" genannte Marke, bei der die einzelnen Hölzchen verschieden gefärbt sind. Die Kochtöpfe haben je nach ihrem Zweck wechselnde Form und Größe; es gibt flache und tiefe, solche mit Füßen und solche, denen sie fehlen. Das selbsterzeugte, aber sehr zerbrechliche Tongeschirr wird allmählich durch eingeführtes Eisengut ersetzt. Von besonderem Wert sind im Haushalt die viel gebrauchten hölzernen Stampfmörser, deren man zwei Arten unterscheidet, eine leichtere tragbare und eine schwerere, die im Hofe fest eingegraben ist. Der Mörser wird aus einem Klotz oder Baumstumpf hergestellt und besitzt oft solche Weite, daß darin zwei oder drei Frauen gleichzeitig mit ihren langen, an den Enden verdickten Stampfkolben arbeiten können. Nach Benutzung werden die Mörser sofort mit Wasser gereinigt, da man sie nicht nur für den eigenen Bedarf fertig hält, sondern sie auch dem Personal durchziehender Karawanen gegen ein kleines Entgeld freizugeben pflegt.

Die Nahrung der Togoneger besteht, wie zumeist bei der schwarzen Rasse, aus stark gewürzten, für den Europäer wegen ihres massenhaften Pfefferzusatzes kaum genießbaren Speisen. Sehr beliebt ist hauptsächlich der Fufu oder Yamsbrei, ohne den unsere Evhe nur schwer auszukommen vermögen. Er wird aus den oft 20 bis 30 Pfund schweren Yamsknollen gewonnen, die man in Wasser abkocht, dann schält und in Scheiben schneidet, welche sich im Mörser unter den Stampfkeulen der Frauen zu einer breiigen Masse verwandeln. Diese ballt man zu einem Kloß, der in Palmölsuppe gelegt und so verspeist wird. Schon zum ersten Frühstück erscheinen die Yamsscheiben, wie Kartoffeln gesotten, auf dem Tisch und werden mit Pfeffer, Salz und Palmöl verzehrt. Auf der Farm, wo das nötige Küchengeschirr nicht zur Hand ist, röstet der Bauer seinen Yams mit der Rinde im Feuer und genießt ihn mit Pfeffer und Salz. Auch einen Brei bereitet man aus den Knollen, nur daß statt der Butter das unvermeidliche Palmöl hinzutritt und der ebenso unvermeidliche Pfeffer.

Neben dem echten Yams ziehen die Togoleute noch den Stockyams oder Kassada, dessen Knollen höchstens ein Gewicht von zwei bis drei Pfund erreichen, nicht selten holzige Fasern enthalten und zerstampft eine sehr zähe Masse abgeben, die sich schlecht zu Fufu eignet. Wenn die Kassada frisch gegraben ist und mit Salzwasser gekocht oder am Feuer geröstet wird, so mundet sie selbst den Europäern. Verwöhntere Gaumen meiden sie allerdings, und im Innern der Kolonie gilt es sogar als Schande, wenn ein Aeltester oder König oder sonst eine vornehme Person von dieser Pflanze ißt. Sie dient daher als Lückenbüßer für die Zeit, wenn der „große" Yams aufgezehrt ist, und der Mais noch der Reife harrt.

Der Mais nimmt ebenfalls eine wichtige Stelle im Haushalt der Evhe ein. Die ausgeklopften Körner werden von den Negerfrauen auf einer Handmühle zermahlen, eigentlich nur geschroten, da die Vorrichtung eine äußerst ursprüngliche ist. Die Mühle besteht nämlich aus einem etwas geneigt liegenden, platten, in der Mitte sanft ausgehöhlten Stein, worauf das Korn mittels eines kleineren, ebenfalls glatten Steines mühsam durch Handarbeit zerrieben wird. Zum Auffangen des fertigen Mehles stehen Gefäße bereit, oder es ist schon in dem harten kniehohen Lehmgestell, das die Steine trägt, eine passende Vertiefung vorgesehen. Der Mais wird in der Küche verschieden behandelt, je nachdem man agble oder abolo, d. h. Brot, herzustellen wünscht. Im ersteren

Falle kocht man das Mehl mit Wasser zu einem dicken Brei, der ähnlich dem Fufu zu einem Kloß geformt und mit Pfeffersuppe übergossen wird. Auf der Reise essen die Neger das Maismehl zuweilen roh, nur mit Palmöl vermischt. Die Priester bezeichnen das als „Geisterspeise“, weil sie ein derartiges Gericht auf offenem Felde zur Labe für die trowo oder Geister hinzustellen pflegen. Will eine Evhefrau abolo, also Brot, aus dem Mais bereiten, so weicht sie die Körner am Abend vorher in Wasser ein, zerquetscht sie am nächsten Morgen, rührt einen Teig an, säuert ihn und bäckt ihn dann auf ihrem Herde gar.

Wir kommen jetzt zu den mit Palmöl angerichteten Speisen. An ihrer Spitze steht die berühmte Pfeffersuppe, die allerorten im Topf brodelt und in der Hauptsache aus frischem, noch reichlich mit Wasser versetztem Palmöl besteht. Diesem fügt die kundige Hausfrau etwas Salz und vielen Pfeffer hinzu, auch Zwiebeln, Mehl oder Yamsscheiben und, wenn sie's hat, ein paar getrocknete Fische, einige Fleischstücke und etliche Krabben, die ihre Buben am Strande überrascht oder in eingegrabenen Behältern gefangen haben. Die Pfeffersuppe wird trotz ihrer wunderlichen Bestandteile nicht bloß von den Schwarzen, sondern auch von manchen Weißen gern genossen; nur darf sie nicht zu fett und nicht zu arg gepfeffert sein, da sonst Verdauungsstörungen eintreten können, die der Europäer in den Tropen durchaus zu vermeiden hat. Wo es an Palmöl mangelt, behilft man sich mit „halber“ Oelsuppe oder flauflau. Die Zutaten werden mit Pfeffer und Salz in Wasser gedämpft und erst zuletzt unter Oelzusatz mehr gebraten als gekocht. Solche Suppe ist schon in 30 bis 40 Minuten fertig; sie wird aber, wie jede Negersuppe, nur als Sauce zu Brot, Fufu oder Agble gegeben, da den Eingeborenen die langen, dünnen Suppen unserer Küche unbekannt sind. Mit Palmöl werden ferner die kleinen getrockneten „Stinkfische“ gebraten, die man den seichten Lagunen in solchen Mengen entnimmt, daß sie täglich auf der Tafel, besser gesagt: auf der Schüssel erscheinen. Im Binnenlande bereitet man endlich ein Gemüse mit Palmöl. Das junge, an unsern Spinat erinnernde Grün wird eine ganze Nacht hindurch in Wasser gekocht und dann am andern Morgen mit erhitztem Oele angerührt.

In den umgehauenen, modernden Palmen findet sich ein langer fetter Wurm oder richtiger Käferlarve, der die Evhe eifrig nachspüren, um sie als Leckerbissen in die Pfeffersuppe zu tun. Selbst Ratten verschmäht man nicht, und

stellt, um sie zu erhaschen, besondere Fallen auf. In Kpando sind kleine gelbe Hunde, denen mit einem Stocke das Genick gebrochen wird, eine Lieblingsspeise. Dagegen meidet der Neger streng die Eier, vor allem die rohen. Das Huhn aber genießt er, ebenso wie Schwein, Ziege, Schaf und Rind und das schon vorher aufgezählte Geflügel und jagdbare Wild, außerdem Fische und anderes Wassergetier.

Das Pflanzenreich spendet die seit etwa 100 Jahren auf dem Küstengürtel angepflanzte Kokospalme, die der Evhe yofu neti, den Nußbaum der Weißen, nennt. Der noch unreife Kern wird mit Agble vermischt und bildet in dieser Form ein begehrtes Frühstücksgericht. Auch die Kokosmilch findet weit und breit ihre Verehrer. Hoch im Ansehen stehen sodann die Bananen, deren beide Arten man in Togo kennt, nämlich Musa paradisiaca oder Pisang und die eigentliche Banane (Musa sapientium) mit kürzeren, schwach gekrümmten Früchten, die wegen ihres zarten Fleisches fast nur roh gegessen werden. Die Paradiesfeige dagegen läßt sich auch schmoren und braten und soll gerade in dieser Zubereitung für den Weißen magenstärkend sein. Nicht minder genügsam wie die Bananen und mit spärlichster Pflege zufrieden ist die in Togo allerwärts gedeihende Ananas; sie und die neuerlich eingeführten echten Orangen liefern den Schwarzen ein köstliches und gesundes Obst. Frisch importiert ist für Togo auch der Mangobaum, den die Missionare um seiner zwar stark nach Terpentin duftenden und schmeckenden, aber sonst recht bekömmlichen und kühlenden Früchte willen in Kultur genommen haben. Außerdem übersieht der Eingeborene den Affenbrotbaum und die Fächerpalme nicht und ebenso wenig die mancherlei Beeren und Pilze, die ihm in Busch und Strauch entgegenleuchten oder auf feuchten Plätzen und verwesenden Baumstämmen reichlich zur Beute fallen.

Da der Togoneger zur Bestellung des Feldes sich lediglich einer simpeln Hacke bedient, so muß er, insonderheit bei Anlage neuer Aecker, tapfer zugreifen und unermüdlich schaffen, um den Busch zu roden und die Erde für die Aussaat vorzubereiten. Ist das Gestrüpp gar zu dicht, so legt er Feuer daran und läßt es abbrennen. Die Asche gibt dann noch einen wertvollen Dünger ab. Bei all' diesen Arbeiten hilft die Frau wacker mit. Sie türmt in Abständen von 1 bis 1½ Meter die Yamshäufchen auf, in die sie gegen Ende April je eine Yamsknolle zum Treiben steckt, während der Mann die Stangen für die Ranken herbeiholt und sie neben dem Häufchen fest in den Boden stößt. Außerdem

werden vor Beginn der großen Regenzeit die Bohnen, Erdnüsse und Erderbsen, Bataten, Pfeffer, Mais und mehrere Sorten Zwiebeln dem Acker anvertraut. Die Erdnüsse zieht die Frau häufig auf einem gesonderten Plätzchen, das sie bei der Farm ihres Gatten zu eigen erhalten hat. Dort baut sie auch Pfeffer und allerlei Grünes und — mehr in der Binnenebene — noch Baumwolle und Avase, d. i. eine geringere Yamsart. Der Ertrag gehört der Frau, ebenso das Geld, das sie durch den Verkauf von Brennholz und Töpferwaren, durch Wassertragen für Fremde und ähnliche Nebenbeschäftigungen erwirbt. Der Togobauer kennt noch eine zweite Einsaat, die sich an der Küste vorzugsweise auf Kassade beschränkt. Sie geht im Mai und Juni vor sich, dauert aber gelegentlich bis in den August, damit die kleine Regenzeit sofort ihre befruchtende Wirkung ausüben kann.

Inzwischen reifen die früher gesetzten Früchte, und Ende September sind auch die Yamsknollen ausgewachsen. Nun wird im ganzen Lande, so weit es heidnisch ist, das Yamsfest gefeiert, bei welchem man unter Trommeln, Schießen, Tanzen, Singen und Schmausen dem Schutzgeiste der Felder einige Stückchen frischen Yams zum Opfer bringt. Die eigentliche Ernte findet jedoch erst im Dezember statt, wenn die Ranken dürr und die Knollen völlig genießbar geworden sind. Dann werden sie der Erde entnommen und vorsichtig im Yamshause für die unfruchtbaren Monate der Trocknis aufgestapelt (vergl. das Bild auf der letzten Seite des Umschlags).

Neben dem Ackerbau treibt der Togomann sehr eifrig die Jagd, und zwar vorzugsweise mit Selbstschüssen. Seine Steinschloßgewehre, im Handel nach altem Brauche als „Dänenflinten" bezeichnet, ersteht der Neger zum Durchschnittspreise von 16 Mark pro Stück in den Faktoreien an der Küste. Dort bezieht er auch das nötige Schwarzpulver in kleinen Fäßchen. Moderne Hinterlader dürfen ihm nur mit besonderer Erlaubnis der Regierung verkauft werden. Der Evhe ist im allgemeinen ein leidenschaftlicher Jäger, aber selten ein guter Schütze, und nur durch seine unermüdliche Ausdauer auf der Pürsche und dem Anstand bringt er es meist zu guter Beute. Zur Jagd geht er lediglich mit einem kleinen Lendenschurz bekleidet. Um die Hüften knüpft er einen nach europäischem Muster gefertigten Patronengürtel, der die Geschosse, nämlich Blei oder Stücke von Roteisenstein, und in kleinen Holzdosen das schußweise abgemessene Pulver enthält. Das mit Amuletten behangene Gewehr wird auf der Schulter getragen, den Kolben

nach hinten, den Lauf nach vorn und unten gerichtet. Das Schloß ist zum Schutz gegen Nässe mit einem Stückchen Fell oder Leder bedeckt. Ein Messer, das in einer Lederscheide an der Seite hängt, vervollständigt die Ausrüstung. Nach glücklicher Jagd werden Kolben und Schaft mit allerlei Trophäen geschmückt, z. B. Antilopenhaaren, Vogelfedern, Büffelschweifen und Leopardenkrallen. Als jagdbares Wild gelten in erster Linie die verschiedenen Antilopen, wie Kuh-, Pferde-, Schirr- und Zwergantilopen. Darnach folgen Wildschweine und aus der Vogelwelt die Holztauben, Busch- und Perlhühner, sowie mehrere Enten- und Reiherarten. Das in der Togolagune und ihren Seitenarmen stark verbreitete Krokodil wird zwar vielfach weggeschossen, aber von den Evhe nicht gegessen. Dies tun nur die an der Sklavenküste bediensteten Kruneger. Von den Raubvögeln stellt man den als Hühnerdieben gehaßten Schmarotzermilanen eifrig nach, schont dagegen manche Adler und Geier. Mehr im Innern gehören die Zibethkatze, der Serval und namentlich der Leopard zu den beliebtesten Jagdtieren, desgleichen der Rot- und Schwarzbüffel.

So haben die Evhe fast das ganze Jahr draußen zu tun. Schon in der Frühe ziehen sie hinaus und kehren erst am Spätnachmittage oder abends wieder heim. Dann geben sie sich endlich dem Genuß der Hauptmahlzeit hin, froh, daß die Arbeit hinter ihnen liegt. Einträchtig sitzen groß und klein — aber nur soweit sie männlichen Geschlechtes sind — auf dem schattigen Hofe um den Topf oder die Schüssel mit Fufu und Palmölsuppe. Das Gefäß steht meist auf der bloßen Erde, da der europäische Tisch sich erst bei wenigen besser gestellten Negern eingebürgert hat. Auch die Stühle nach unserer Art fehlen noch; man behilft sich mit den geschnitzten, sehr niedrigen einheimischen Schemeln oder mit leeren Branntweinkisten, oder man hockt und kauert direkt auf dem Boden. Von Tassen und Tellern, von Messern und Gabeln hatte der Eingeborene bis vor kurzem kaum etwas vernommen. Nur die farbigen, zum Teil in Deutschland ausgebildeten Missionslehrer und manche Häuptlinge und Händler in den Küstenstädten erlauben sich schon länger diesen Luxus, der jetzt freilich immer allgemeiner wird. Aber für gewöhnlich ißt der Evhe mit den Fingern, indem er mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger in den Fufu- oder Agbleklоß greift, ein tüchtiges Stück herausholt und dies durch einen Druck mit dem Daumen zum Löffel formt. Damit taucht er in die Suppe oder Sauce und füllt die Höhlung, um dann Löffel und Inhalt gleichzeitig zu verzehren.

Wie die Männer, so speisen auch die Frauen allein, und es kostet die Missionare viele Mühe, ehe sie die getauften Christen von dieser tief eingewurzelten Sitte abbringen. Selbst Lehrer, die bei uns an deutschen Familientischen gegessen haben, fallen in der Heimat sehr leicht in die alte Gewohnheit zurück. Durch die Gemeindeordnung der Bremer Mission wird deshalb den Christen ausdrücklich zur Pflicht gemacht, zu den Mahlzeiten auch die weiblichen Glieder des Hausstandes heranzuziehen. Nach dem Essen nimmt jeder aus einer herumgehenden Schale oder Schüssel etliche Schluck Wasser, um den Mund auszuspülen, und erst, wenn dies geschehen ist, wäscht man sich die Hände.



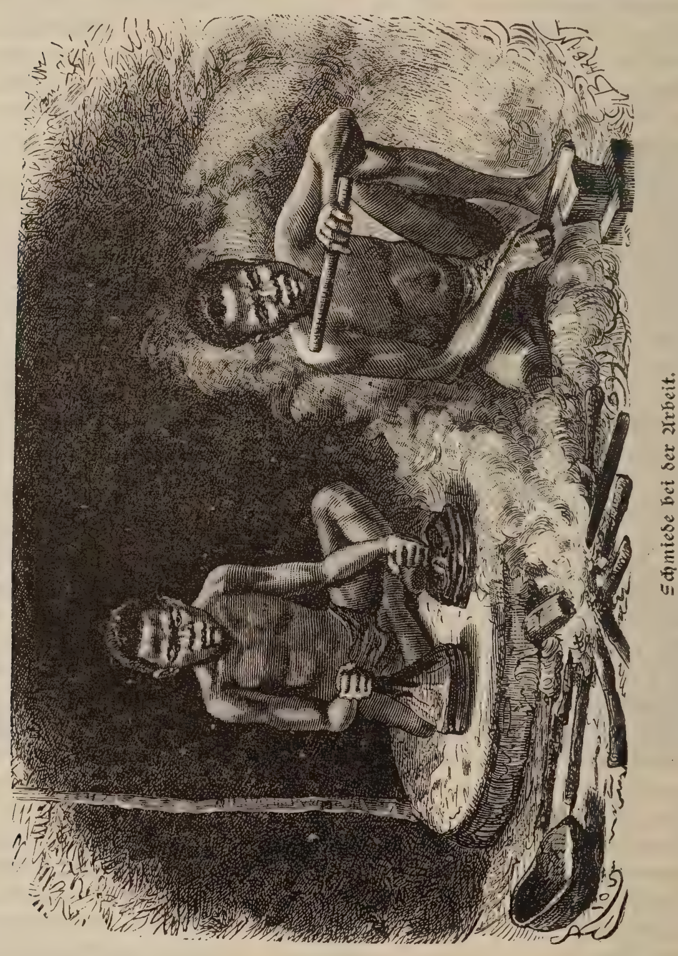
Neger beim Essen.

An Reinlichkeit lassen es unsere Evhe überhaupt nicht fehlen; ja sie verzichten trotz des lockenden Verdienstes manchmal auf eine Reise ins Innere, wenn sie erfahren, daß sie unterwegs wasserarme Gegenden berühren müssen. Der Hinterländler, kurzweg „Buschmann" genannt, ist weniger sauber und wird daher von den Küstenleuten verachtet. Diese pflegen gleich am Morgen eine Art Sitzbad zu nehmen, wozu

die Frauen das Wasser wärmen müssen, falls die Männer nicht das frische Naß vorziehen. Dasselbe wiederholt sich mittags und abends. Die kleinen Kinder badet man durchweg drei bis vier Mal täglich. Nach dem Baden reiben sich die Frauen und häufig auch die Männer am ganzen Körper mit Pomaden ein, die sie in den Faktoreien kaufen. So erklärt sich der starke Verbrauch an Seifen und Parfümerien, besonders Lavendelöl, der, wie aus den Zahlen der Einfuhrlisten ersichtlich, in den letzten fünf Jahren durchschnittlich 30 000 *M.* betragen hat. Die Neger geben zwar vor, das Salben sei das einzige Mittel, um die Moskitos fernzuhalten; in Wahrheit scheint es jedoch nur auf ihre Eitelkeit zurückzuführen zu sein, da sie ihrer dunklen Haut durch das Einreiben einen lebhaften Glanz verleihen wollen.

So viele europäische Erzeugnisse der Handel auch für die Bedürfnisse des täglichen Lebens ins Land bringt, das einheimische **Gewerbe** hat dadurch in manchen Betrieben sogar einen Aufschwung erfahren dürfen. Dies gilt in erster Linie von der beliebtesten Beschäftigung der Küstenneger, der Schneiderei. In den Hauptplätzen gibt es Dutzende der schwarzen Bekleidungskünstler, die in kleinen, offenen Läden, das Firmenschild über der Tür, stolz auf ihrem Tische oder hinter ihrer deutschen Nähmaschine hocken. Diese Arbeit kostet wenig körperliche Anstrengung, unterliegt keiner Aufsicht eines Vorgesetzten und ist trotzdem, wenn der Meister etwas Brauchbares leistet, recht einbringlich. In Lome haben wir z. B. einige Schneider, die mit ihren europäischen Genossen wohl in Konkurrenz treten könnten. Sie liefern sogar für die europäischen Herren, denen sie für die Anfertigung eines einfachen weißen Tropenanzuges 4 Mark, für einen besseren Wollenanzug einschließlich Futter 16 bis 18 Mark abverlangen. Die nötigen Stoffe bezieht man aus den Faktoreien. Der Schwarze versteht zwar das Maßnehmen und weiß sich auch nach den gefundenen Zahlen zu richten; dennoch tut man gut, wenn man ihm außerdem ein altes Kleidungsstück, das er zertrennen darf, als Muster übergibt. Die Nähmaschine hat ihren Weg bereits ins Hinterland gefunden; man trifft sie u. a. in Palime am Agomegebirge, wo es nach Misahöhe hinaufgeht. Im allgemeinen werden die Maschinen mit Handbetrieb denen mit Treteinrichtung vorgezogen. Der weitesten Benutzung erfreut sich ferner unsere Nähnadel, desgleichen der Fingerhut, die beide nicht nur von den berufsmäßigen Schneidern, sondern auch von den Frauen und Mädchen der Küstenbevölkerung durchweg gebraucht werden.

Neben diesen neu eingeführten Gewerben besteht aber in Togo seit alters eine ausgebreitete Eigenindustrie, als deren wichtigste Zweige die Schmiedekunst, die Töpferei, Weberei, Flechterei und Schnitzerei aufzuzählen sind. Fast in jedem ansehnlicheren Orte entdeckt man eine Schmiede, wo die Umwohner ihre Ackergeräte, Messer, Schlüssel und Schlösser teils ausbessern, teils neu anfertigen lassen. Das Rohmaterial



Schmiede bei der Arbeit.

lieferte früher der weit verbreitete Raseneisenstein. Die Gewinnung war indes so mühevoll und wenig ausgiebig, daß

die eingeborenen Schmiede schon längst das an der Küste gekaufte, billige europäische Eisen verarbeiten. Auch ihr Handwerksgerät ist zumeist schon fremder Herkunft, den steinernen Amboß und den Blasebalg vielleicht abgerechnet.

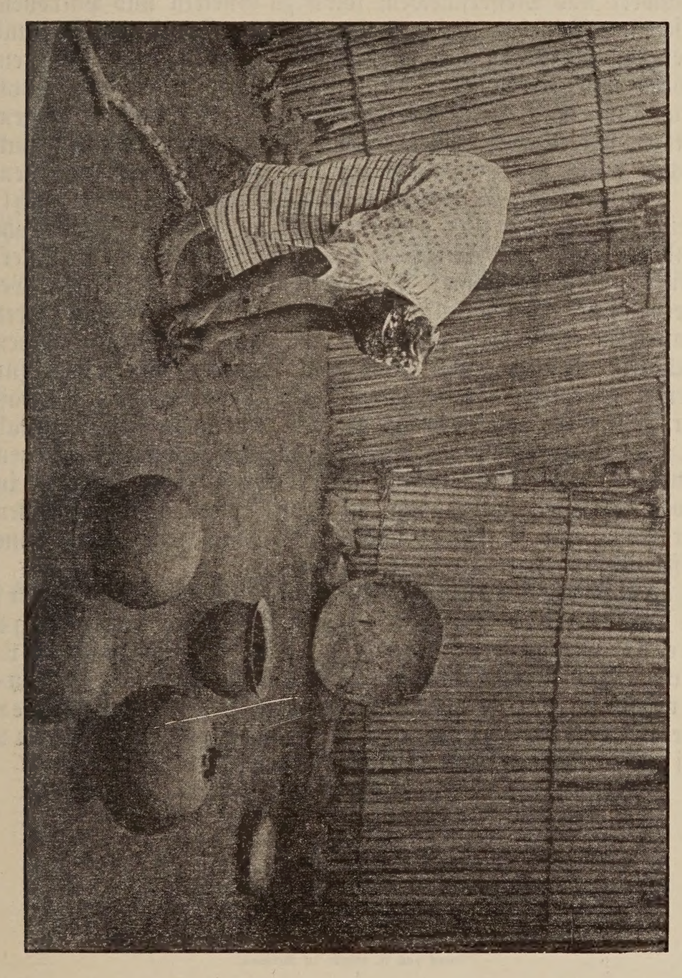
Für die Weberei wird im Küstengebiet ausschließlich europäisches Garn verwendet; erst tiefer binnenwärts trifft man noch einheimische Baumwolle an, die nach der Lese von den Schwarzen gereinigt, gebleicht und versponnen wird. Letzteres ist Aufgabe der Frauen. Sie greifen aus einem größeren Ballen ab und zu ein Päckchen heraus und stecken es an den Rocken, den sie mit der linken Hand festhalten, während die rechte Hand die Fäden zieht und auf eine Spindel wirbelt. Hat diese den richtigen Umfang gewonnen, so übernimmt sie der Mann zum Haspeln. Der Haspel besteht aus einem gleicharmigen Holzkreuz, das sich um einen in die Erde gesteckten Eisenstab dreht und an den vier Enden senkrechte Stäbchen trägt, um die das Garn gehaspelt wird. Wie das Spinnen, so müssen auch das Färben, nämlich schwarz, indigo, gelb, grün oder rot, die Frauen besorgen. Das Weben hingegen fällt den Männern zu. Der Webstuhl besteht in der Hauptsache aus vier starken, fest eingerammten Pfählen. Die etwa vier Meter lange, aber nicht mehr als 10 bis 15 Zentimeter breite Kette läuft zwischen den beiden Vorderpfählen über ein glattes Rundholz. Ihr Anfang ist um einen schweren Klotz oder Stein geschlungen, der je nach Bedürfnis vorgerückt werden kann. Ketten-, Brust- und Zeugbaum fehlen; wohl aber sind zwei Flügel oder Schäfte da, um die Kette in Ober- und Unterfach zu teilen. Vor den Flügeln hängt der Kamm oder das Weberblatt, mittelst dessen die Schußfäden festgeschlagen werden. Spulen und Schiffchen erinnern völlig an die unserer Landleute. Die fertigen schmalen Zeugstreifen werden später von den Frauen zu sehr hübschen und haltbaren Tüchern und Decken zusammengenäht, die auch unter den Weißen bereitwillige Käufer finden.

Seit in Togo durch das Berliner Kolonialwirtschaftliche Komitee so nachhaltig an der Einführung des Baumwollenbaues gearbeitet wird, haben auch unsere Neger dieser Kultur sofort eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt. Noch lebhafteres Interesse bringen sie dem Kakao entgegen, dessen Pflege sie nach den glücklichen Erfolgen ihrer Nachbarn auf der englischen Goldküste mit vielem Eifer betreiben. Man kennt im regenreicheren Binnenlande manchen schwarzen Bauer, der das Kilogramm frischer Kakaobohnen zur Aussaat mit 7 bis 8 Mark bezahlte, nur um sich auch eine kleine Plantage anlegen zu können.



Eingang in die Stadt Bolu.

Unsere Togoneger sind ferner wohlbewanderte Töpfer. Doch ist dies Handwerk mehr als ein anderes auf das Vorkommen des Materials beschränkt, das sich nur an gewissen Stellen in gewünschter Reinheit und Bündigkeit darbietet. Berühmt ist von jeher die Stadt Bolu, etliche Meilen hinter Lome, in der eine wahre Massenfabrikation von Geschirren und — Götzenbildern betrieben wird. Die Töpferei liegt meist den Frauen ob, die oft recht Tüchtiges in ihrem Fache leisten. Dabei arbeiten sie aus freier Hand, ohne Drehscheibe. Bei größeren Geschirren wird zuerst die obere, dann die untere



Töpferin bei der Arbeit.

Hälfte geformt und getrocknet, worauf man beide zusammenklebt und brennt. Sind die Sachen halb gar, so nimmt man sie aus dem Feuer und streicht mit Ruß und Palmöl die Farbe ein, welche bei der neuen Erhitzung ordentlich eingeglüht wird. Leider ist die Glasur sehr mangelhaft oder fehlt ganz, weshalb die Ware geringe Haltbarkeit besitzt und im Haushalt öfter ersetzt werden muß.

Die Evheneger wissen außerdem in Holz und Leder manches geschmackvolle Erzeugnis zu liefern. Sie gerben Schaf- und Ziegenfelle und verwenden sie zu Trommeln, Schwert- und Messerscheiden, sowie zu Gürteln und Patronentaschen. Daneben bringen sie zierliche Schnitzarbeiten und vielerlei Flechtwerk auf den Markt, z. B. Taschen, Matten, Körbe und Strohhüte. Besonders reich werden die Häuptlingsstühle und -stöcke geschnitzt, und selbst einfachere Gegenstände, wie Ruder, Löffel, Kämme, Trinkgeräte und Schmucksachen lassen fast niemals Sorgfalt und Geschmack vermissen.

Aus diesen Mitteilungen erhellt, daß das Volk zahlreiche Vorzüge vor anderen Negern besitzt. Die Evhe sind von Haus aus an Arbeit gewöhnt; sie sind seßhafte Ackerbauer und Viehzüchter; sie verstehen sich auf mancherlei Gewerbe und Handfertigkeiten und sind auch betreffs ihres Intellekts entschieden glücklich veranlagt. Sie lernen in den Schulen ziemlich rasch lesen und schreiben und haben für fremde Sprachen ein lebhaftes Auffassungsvermögen, so daß der Tag nicht mehr fern ist, an dem wir unsern Beamtenstab in den unteren Rängen ausreichend mit Schwarzen besetzen können. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft arbeitet in Togo schon seit Jahrzehnten mit Hülfskräften aus den Reihen der Evhe, und sie hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, keine bösen Erfahrungen zu machen gehabt.

Um die Togoneger so weit zu erheben, bedarf es seitens der Weißen in der Kolonie allerdings vieler Mühe und Geduld, einer gerechten, erziehlichen Behandlung, eines methodischen Unterrichts, eines guten Beispiels und der immer tieferen Durchdringung des ganzen Volkslebens mit dem Geiste des Christentums.

Druck von A. Guthe in Bremen.

Wir empfehlen die in unserem Verlage bereits erschienenen Hefte der

Bremer Missions-Schriften.

Heft 1: Die Norddeutsche Missions-Gesellschaft. Ein Überblick in Wort und Bild. Preis 10 Pf.
„ 2: Der alte Bremische Missions-Verein. Preis 20 Pf.
„ 3: Diakonissen-Arbeit in Keta. Preis 10 Pf.
„ 4: Die Missions-Station Ho in Deutsch-Togo. Preis 10 Pf.
„ 5: Die ersten Anfänge in Amedschovhe. Preis 10 Pf.
„ 6: Mancherlei Elend unter dem Evhevolk. Preis 10 Pf.
„ 7: Eine Lagunenfahrt. Preis 10 Pf.
„ 8: Die Gründung der Station Agu. Preis 10 Pf.
„ 9: Bilder aus dem Alltagsleben der Togoneger. Preis 10 Pf.
„ 10: Samuel Böhm, der erste evangelische Missionar Ungarns. Preis 10 Pf.

Im Verlage der Norddeutschen Mission ist ferner erschienen und von uns zu beziehen:

Ein Besuch auf dem Missionsfelde in Togo

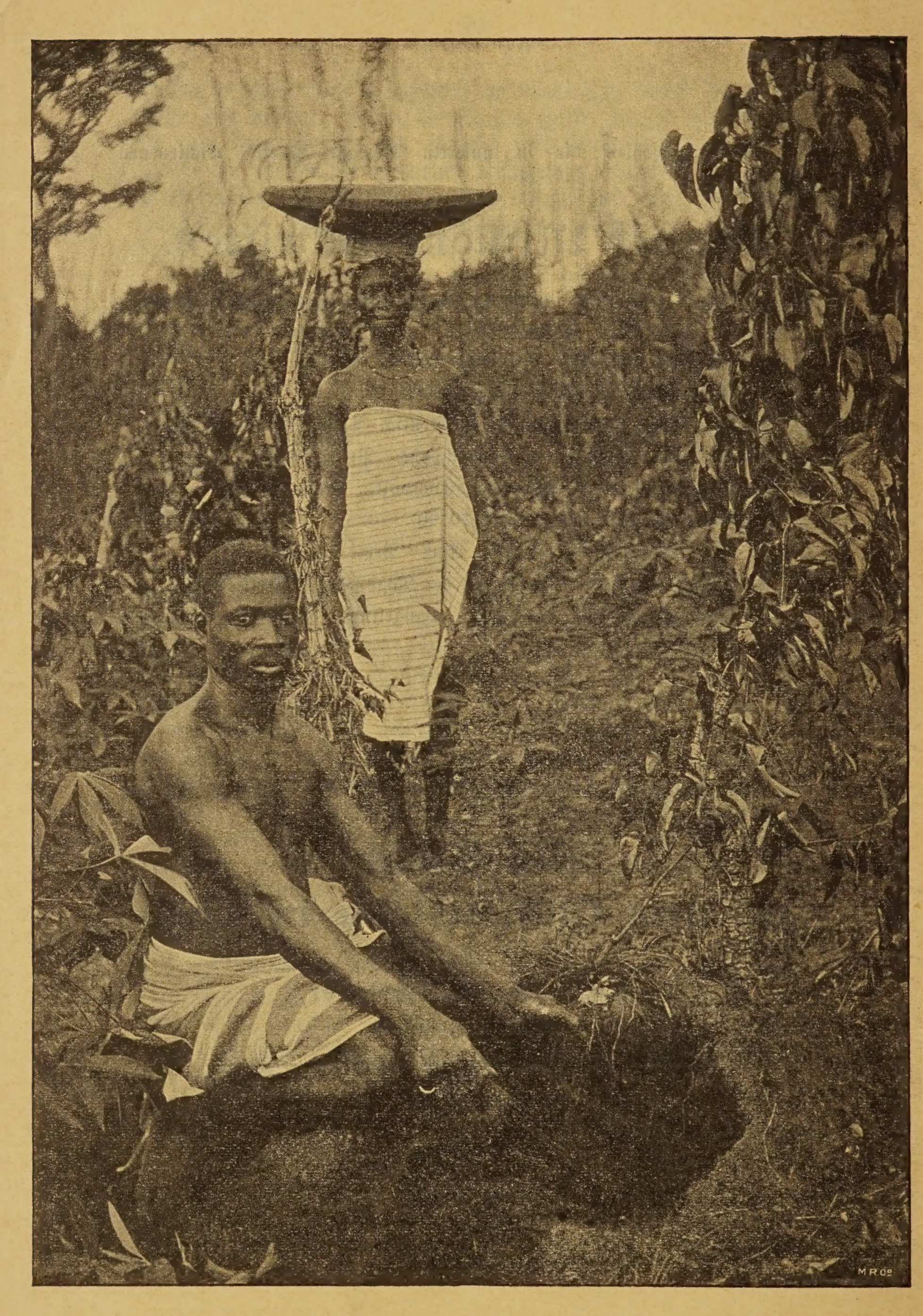
von

Pastor A. W. Schreiber,

Missions-Inspektor.

Mit 46 Bildern und 2 Karten.

Preis 50 Pf.



Ausgraben von Jams.